sei. 3000 bewaffnete Mohamedaner hätten sich des Platzes bemächtigt und bedrohten die türkische Garnison. Eine anderweitige Bestätigung dieser Alarmnachricht liegt bis jetzt nicht vor, und ist dieselbe desto überraschender, je weniger sie mit dem allgemeinen Charakter der Situation im Nordwesten der Balkanhalbinsel zu harmoniren scheint. Letztere wird von den zur Abgabe eines competenten Urtheils gewiß befähigten österreichisch-ungarischen Militairbehörden für so durchaus normal angesehen, daß, wie der „Pester Lloyd" hört, die Reduction der Occupationstruppen um den ansehnlichen Betrag von fünftausend Mann demnächst zur Thatsache werden dürfte. Das letztgenannte Blatt sieht der Durchführung der Reductionsmaßnahmen schon für die ersten Maiwochen entgegen. An ganzen Truppenkörpern sollen nur 2 Bataillone herausgezogen werden, die weitere Reduction erfolgt durch Standesverminderung bei jenen Infanterie-Bataillonen, welche gegenwärtig noch 16 Officiere und 638 Mann zählen. Der sodann verbleibende Gesammtstand der Occupationstruppen von 29.000 Mann wird als das Minimum betrachtet, welches auch unter ganz friedlichen Verhältnissen in jenen Provinzen aufrecht erhalten werden muß, als das Normale, welches für geraume Zeit keine weitere Reduction mehr gestattet. Zur Aufrechthaltung der Ordnung und Sicherheit, sowie zum Dienste in den Garnisonsorten stehen übrigens den österreichisch-ungarischen Truppen heute schon auch 2000 Mann eingeborener bosnisch-herzegowinischer Truppen zur Seite, die namentlich im Gendarmerie-Corps und bei den mobilen Streifcorps sehr werthvolle Dienste leisten und nach der nächsten Assentirung im Herbste um weitere 1200 Mann vermehrt sein werden. Allerdings bleibt noch abzuwarten, ob auch in kritischen Zeiten ein Verlaß auf die eingeborenen Truppen ist. Schließlich bemerkt der „P. Lloyd" noch, daß im Monate Mai auch die auf erhöhtem Stande befindlichen Truppen der 94. Brigade in Süddalmatien auf den normalen Friedensstand gesetzt werden, nachdem auch in der Bocca di Cattaro die Befestigungen vollendet und die Gründe der verschärften Sicherheitsmaßregeln geschwunden seien.

* Herr Gustav Naquet, ein Bruder des bekannten Senators Alfred Naquet, veröffentlicht, wie die „Voss. Zeitung" aus Paris meldet, einen an ihn gerichteten Brief Gambetta's vom Februar 1881, worin dieser seine Ansichten über die Eventualität einer Verfassungsrevision ausspricht.

„Ich glaube", sagt er in dem Briefe, „daß die Rolle, welche dem Präsidenten zugetheilt ist, der Lächerlichkeit sehr nahe kommt. Unser erster Staatsbeamter ist verpflichtet, nichts zu sehen, als was man ihm zeigt, nichts zu hören, als was man ihm amtlich sagt, wenn er von Finanzen, Verwaltung, Diplomatie etwas versteht, so ist es seine erste Pflicht, es zu vergessen. Er ist ganz eigentlich eine Maschine zum Unterschreiben, so etwas wie der „Oberwähler" von Sieyès, den Bonaparte mit mehr Aufrichtigkeit als Höflichkeit als „Mastschwein" bezeichnete. Man muß meines Erachtens dem Präsidenten der Republik mehr Initiative gestatten, sein Eingreifen in die Führung der politischen Angelegenheiten leichter und thätiger machen, wobei man allerdings das letzte Wort in allen Dingen den Vertretern der Nation lassen müßte. Ich wollte auch, daß es einen Oberbefehlshaber der Armee der Republik gebe, der mit Zustimmung des Senats, wie in den Vereinigten Staaten, vom Präsidenten ernannt und außerhalb der parlamentarischen Debatten stehen würde. Vom Kriegsminister müßte er blos in Verwaltungsangelegenheiten abhängen, keineswegs aber in technischen und fachlichen Fragen . . . Ich weiß wohl, daß diese Reform ein Geschrei über Staatsstreich erregen würde. Viele Leute würden diesen künftigen Obergeneral und Meister der Armee schon den zweiten December nachahmen sehen. Aber das sind eitle Hirngespinste. Die Geschichte der Völker wiederholt sich wohl, erleidet aber in den Einzelheiten tiefe Aenderungen. Die Ergebnisse des 8. Brumaire und des 2. December sind dieselben gewesen; aber welcher Unterschied im Verfahren! Uebrigens gehen die Republiken immer nur durch die Anmaßung eines Einzelnen zu Grunde, wie die Monarchien durch die Einwirkung der Volksmassen. Diese Regierungsformen sind in der Vergangenheit aufeinander gefolgt, sie werden wahrscheinlich in Zukunft aufeinanderfolgen, ohne daß die gegenwärtigen Generationen es voraussehen oder verhindern können."

Hier äußert also Gambetta einen Zweifel in Hinsicht auf die Dauer der Republik, dessen man sich bei ihm nicht versehen hätte. Der Brief fährt folgendermaßen fort: „Was ist gegenwärtig unsere sicherste Pflicht und die gebieterischste Nothwendigkeit? Nicht etwa, unermüdlich an der Wiederaufrichtung Frankreichs durch die kräftige Reorganisation unserer Armee zu arbeiten? Es fehlt uns ein Moltke, ein Carnot (der alte); suchen wir ihn, schaffen wir ihn, erfinden wir ihn, und möge er uns, unaufhörlich von uns überwacht, wieder eine unbesiegbare Armee schaffen, die das Land vertheidigt und fähig ist, an einem gegebenen Tage eine kräftige Offensive zu ergreifen." Weiterhin erklärt er, die Regierung der Republik müsse „zugleich sehr liberal und sehr autoritair" sein, und er entwickelt diese Idee dahin, daß strenge Gesetze der Regierung gestatten müssen, Angriffe gegen sie und die Institutionen in der Presse, in Reden und Versammlungen, durch Rufe und Abzeichen u. s. w. scharf zu verfolgen und zu bestrafen. Dieser Brief hat nicht blos geschichtliches Interesse als Beitrag zur intimeren Charakteristik Gambetta's, sondern auch politisches, insofern er eine Art Testament darstellt, dessen Weisungen für die gegenwärtige, am Ruder befindliche Partei unverkennbar bestimmend sind.

* Der belgische Senat hat, da das Budget für 1884 noch nicht fertig ist, einstweilen die neuen Credite bewilligt. Nachdem dann der mit verschiedenen Staaten zum Schutze des gewerblichen Eigenthums abgeschlossene Vertrag bestätigt worden war, vertagte sich der Senat bis zum 14. April.

* Die Ruhestörungen in Cincinnati erregen mit Recht großes Aufsehen, da seit dem Bürgerkriege solche blutige Zusammenstöße in den Vereinigten Staaten nicht mehr vorgekommen sind. Der unmittelbare Anlaß zu den Unruhen war ein Urtheilsspruch der Geschwornen, allein die Gründe liegen tiefer. Seit Jahren ist, wie die „Frankfurter Zeitung" meldet, die Rechtsprechung in Cincinnati eine bloße Farce gewesen, da gewissenlose Advocaten und unfähige Geschworne zahlreiche Mörder dem gesetzlich bestimmten und verdienten Schicksal entzogen haben. Seit 1866 ist ein einziger Mensch in Cincinnati gehängt worden und im Landschaftsgefängnisse befinden sich augenblicklich 20 Mörder, welche statt mit dem Tode, wie es das Gesetz nun einmal verlangt, mit einfachem Gefängniß bestraft worden sind. 40 Personen haben sich der verdienten Strafe zu entziehen gewußt, darunter einige Mörder, welche sogar gegen Caution auf freien Fuß gesetzt wurden. Daher die Wuth der Bevölkerung. In der vorigen Woche wurde nun ein gewisser William Berner, welcher gestanden hatte, gemordet und geraubt zu haben, blos des Todtschlags schuldig befunden und zu zwanzigjährigem Gefängniß verurtheilt. Der Richter erklärte diesen Wahrspruch der Geschworenen für einen Scandal, und die Entrüstung war so allgemein, daß in einem am Freitag abgehaltenen Meeting in der Music Hall 10.000 Personen theilnahmen. Die Absicht der Einberufenden war, vor Gewaltthaten zu warnen, allein das Resultat war ein entgegengesetztes. Die Versammlung wurde uncontrolirbar, und als die Sprecher das Verhalten der Geschworenen tadelten und von den Mördern im Gefängnisse sprachen, rief man: „Hängt sie alle." Das genügte. Nach dem Meeting begab sich ein Volkshaufe nach dem Gefängnisse, um Berner zu lynchen. Sie schlugen an das Thor, und die Polizei wurde herbeigeholt; letztere sympathisirte aber mit der Menge, worauf der Aufruhr-Alarm gegeben wurde. Vor Mitternacht wurden Truppen herangezogen und das 1. Ohio-Regiment besetzte das Gefängniß. Gegen 10,000 Menschen standen vor demselben und suchten sich Eingang zu erzwingen, um alle Mörder zu hängen. Man versuchte mit einer langen eichenen Planke das Thore einzurennen, und schließlich gelang dies auch. Ebenso wurde ein Fenster eingestoßen; der Sheriff und dessen Gehilfen, sowie die Polizei versuchten vergeblich das weitere Eindringen der Menge zu verhindern. Als die Menge aber die Entdeckung machte, daß Berner fortgeführt worden war, wurde sie noch wüthender und verlangte die Herausgabe aller anderen Mörder. Durch Ruhe und Festigkeit gelang es jedoch der Polizei, die Menge wieder hinauszudrängen, und zwar ohne Blutvergießen. Dann wurde jedoch ein neuer Angriff von allen Seiten gemacht, und die Menge durchbrach bereits alle Schranken, als die Miliz auf dem Schauplatze erschien. Dieselbe feuerte eine Salve ab und vertrieb dadurch die Ruhestörer, welche den Versuch machten, das Gefängniß in Brand zu stecken; allein da dasselbe feuersicher ist, wurde wenig Schaden verursacht. Die Miliz zerstreute allmälig die Menge, allein erst nachdem fünf Personen getödtet und sechzig verwundet worden waren. Berner war in der Nacht auf eine Eisenbahnstation außerhalb der Stadt gebracht worden, um nach dem Columbus-Gefängnisse übergeführt zu werden, allein die Menge an der Loveland-Station erkannte ihn, und Berner benutzte die Verwirrung, um in der Dunkelheit zu entweichen; doch wurde er am Morgen in einer der Vorstädte Cincinnatis wieder eingefangen. Am Montag waren alle zu dem Gefängnisse führenden Straßen auf Befehl der Behörden verbarrikadirt und eine starke Wache von Veteranen eines früheren Kriegsregiments war aufgestellt. Man fürchtete für den Abend einen neuen Ausbruch der Unruhen, und diese Befürchtung war leider nur zu begründet. Die Menge versammelte sich schon früh am Abend und wuchs gegen 10 Uhr colossal an. Viele waren bewaffnet und schossen auf das Militair, welches jedoch nur dadurch antwortete, daß es in die Luft feuerte. Auch wurden verschiedene Dynamitbomben in den Gefängnißhof geworfen und dann wurde der Versuch gemacht, das nahe gelegene Gerichtsgebäude zu stürmen. Die Menge erzwang sich den Eingang, es wurde Oel hineingegossen und das Gebäude angezündet. Als die Feuerwehr anlangte, wehrte die Menge derselben, sich der Brandstätte zu nähern, und die Spritzen wurden zerschlagen. Das Gerichtsgebäude, welches für feuersicher galt, stand bald in Flammen. Der Verlust ist bedeutend, denn nicht nur das Gebäude, welches 250,000 Dollars kostete, ist niedergebrannt, sondern auch viele interessante historische Documente und die zweitbeste Bibliothek des Landes sind vernichtet. Der Schaden ist nicht wieder gut zu machen. Durch diesen Erfolg in fürchterliche Erregung versetzt, griff die Menge das Waffenmagazin Powell's an und verschaffte sich auf diese Weise Gewehre und Munition. Um 10½ Uhr griff das Militair die Menge an und suchte die Straßen zu säubern; das beiderseitige Feuer war heftig, die Verluste sehr groß. Die Unruhestifter hielten sich wie Veteranen, und selbst als eine Gatlingkanone ins Gefecht gebracht wurde und nach dem ersten Schuß sechs Personen fielen, blieb die Menge fest. Um 1 Uhr war das Feuer heftiger als zuvor. Auch das Militair hatte Barrikaden errichtet und sich etwa 100 Yards von dem Gefängniß verschanzt. Die Menge wurde durch Placate noch mehr angefeuert, denn in denselben hieß es:

So lange die gegenwärtige Clique verbrecherischer Advocaten, welche diese Stadt verpesten, sowie die corrupten Geschworenen hier bleiben, der Gerechtigkeit ins Gesicht schlagen und Verbrecher schützen, werden unsere Bürger ermordet, unser Eigenthum zerstört und der Schutz durch das Gesetz unmöglich gemacht werden. Laßt uns daher mit einem Male Alles wegfegen, da wir einmal bei der Arbeit sind. Ein aus 300 der besten Bürger zusammengesetztes Vigilanzcomité in jedem Stadttheil kann durch ernste Arbeit in drei Tagen die moralische Atmosphäre reinigen. Organisirt Euch sofort und kündigt allen anrüchigen Personen an, die Stadt zu verlassen und nie wiederzukehren. Das Renommé der Stadt verlangt einen Wechsel oder die Bosheit wird allein herrschen.

Gegen 10 Uhr sollen an 30,000 Menschen in den Straßen in der Umgebung des Gefängnisses versammelt gewesen sein. Nach Mitternacht brachte eine Truppe drei Kanonen von der Music Hall und stellte sie in Fourth Wallnet Street, in der Nähe des Gefängnisses, auf, allein es fehlte an Munition. Während man noch nach einer solchen suchte, kam eine kleine Abtheilung Polizei (30 Mann) von Hammond Street Station und nahm die drei Kanonen weg. Die Menge zerstreute sich jetzt, die Feuerwehr konnte ihre Thätigkeit beginnen, und die Truppen bewachten den Schauplatz, auf welchem 50 Todte lagen. Späteren Meldungen zufolge haben sich die Ruhestörungen wiederholt, und die Zahl der Todten und Verwundeten wird auf mehrere Hundert geschätzt. Jetzt ist in Cincinnati Alles ruhig.

Zur Lage.

II. Berlin, 1. April. So sehr die politische Welt dabei interessirt ist und so groß die Wißbegier ist, Näheres zu erfahren so wenig ist bis jetzt Positives und Haltbares über den Entschluß des Reichskanzlers, eine Entlastung von seinen Geschäften herbeizuführen, festzustellen. Es bestätigt sich vielmehr, was wir gestern bereits ausgeführt, daß die an sich richtige Nachricht, daß Fürst Bismarck in Erwägung gezogen, wie er seine preußischen Ministerstellungen aufgeben könne, ohne die Interessen des Reiches zu gefährden, daß der Kanzler diese seine Absicht auch im Schoße des Staatsministeriums kund gegeben und deshalb Seiner Majestät, sowie dem Kronprinzen Vortrag gehalten hat. Zu einem Entschluß, der ihn in die Lage setzte, einen bestimmten Vorschlag zu formuliren, ist der Herr Reichskanzler indessen noch nicht gekommen, und wie sehr der Leiter der preußischen und der deutschen Politik allein auf sich angewiesen ist, wenn es sich um die Entscheidung über wirklich schwer wiegende wichtige Fragen handelt, hat man auch diesmal wieder Gelegenheit zu beobachten. Man geht nicht fehl in der Annahme, daß es dem Kanzler erwünscht wäre, sei es woher es wolle, irgend welche Vorschläge der öffentlichen Discussion und seiner Erwägung unterbreitet zu sehen. Aber so sehr die radicale Presse sonst stets zur Hand ist, alle Maßnahmen des Kanzlers und der Regierung zu bekritteln — hier zeigt sich die „deutsch-freisinnige" Presse in ihrer ganzen Unfähigkeit, einen selbstständigen Gedanken zu Tage zu fördern. Es ist so, wie Fürst Bismarck im vorigen Jahre in einer Reichstagsrede äußerte: „Die Fortschrittspartei sei ihm zum Danke verpflichtet für seine Maßnahmen, denn wenn diese nicht wären, so hätte sie nichts zu kritisiren, da sie jedes selbstständigen Gedankens baar sei." In parlamentarischen Kreisen wird angenommen, daß die Entscheidung darüber, wie sich Fürst Bismarck die nach Ausspruch des Arztes unbedingt nothwendige Erleichterung verschaffen wird, jedenfalls erst nach dem Osterfest erfolgen soll. Der Kaiser und der Kronprinz sind gewillt, dem Fürsten in dieser Frage nach jeder Richtung hin freie Hand zu lassen. Die bisherigen Versuche, bei denen der Kanzler sich wie in den Ressorts des Reiches so auch in Preußen Stellvertreter ernannte, haben den Zweck, den Kanzler von der Ueberbürdung mit Geschäften zu befreien, nur zum kleinsten Theil herbeigeführt. Die Hauptsache scheint diesmal zu sein, daß Fürst Bismarck nicht nur in Bezug auf die unmittelbare Arbeit, sondern auch auf die Verantwortlichkeit eine Entlastung für sich gewinnt. Die Frage wird in den heutigen Abendblättern fast gar nicht mehr berührt, da eben von den verschiedenen Seiten das Wenige, was beizubringen war, bereits erschöpft ist. Wir glauben, daß damit auch der Sache am besten gedient wird und halten uns überzeugt, wie auch der Entschluß ausfallen möge, welcher vom Kanzler gefaßt und vom Kaiser gebilligt werden wird, daß jedenfalls die Interessen des Reiches nach allen Seiten hin gewahrt bleiben werden.

Neben der „Bismarckfrage" bildet in parlamentarischen Kreisen die Ministerkrise noch immer das Hauptthema der Unterhaltung. Es gilt als feststehend, daß Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Fürsten Bismarck und Herrn von Puttkamer vorliegen, und daß der letztere auch mit dem Cultusminister Herrn von Goßler, besonders in Bezug auf die Behandlung der Kirchenpolitik, keineswegs dieselben Anschauungen hegt. Es wird erzählt, daß Herr von Goßler namentlich an dem Reichskanzler einen kräftigen Rückhalt finde, und daß der Vicepräsident des Staatsministeriums im Gegensatz zum Cultusminister die Aufhebung der Sperre in der Erzdiöcese Posen-Gnesen befürwortet habe. Daß Herr von Goßler, einer der tüchtigsten Staatsmänner und pflichttreuesten Minister, deren sich der preußische Staat je zu erfreuen gehabt hat, gerade wegen seiner außerordentlich correcten Haltung keineswegs die Billigung hochconservativer Kreise findet, ist auch heute wieder aus den Auslassungen der „Kreuzzeitung" zu ersehen, welche es ausdrücklich rügt, daß Herr v. Goßler die Erklärung, welche er gestern gegenüber der Interpellation des Abg. v. Jazdzewski abgab, nicht in eine „weniger verletzende Form" gekleidet habe. Die „Neue Preußische Zeitung" ist der Meinung, daß die Regierung es hätte vermeiden sollen, „durch ihre Schroffheit in einer übertriebenen Zuspitzung der Frage den willkommenen Vorwand zu bieten." In dem Organ der Conservativen wird es auch für ganz selbstverständlich hingestellt, daß der Verzicht des Cardinals Ledochowski und die ordnungsmäßige Wiederbesetzung des Erzbisthums Gnesen-Posen in naher Aussicht steht. Darum erscheint es dem Blatte durchaus natürlich, daß die Staatsregierung dem neuen Erzbischof, dessen Stellung ohnehin keine leichte sein dürfte, die günstige Chance nicht nehmen wolle, daß er bei seinem demnächstigen Einzug in Posen die Wiederaufnahme der Staatsleistungen seiner Diöcese „gleichsam als Morgengabe" mitbringen kann. Die „Kreuzzeitung" hat durchaus enge Fühlung mit Herrn von Puttkamer und hat sich in den kirchenpolitischen Angelegenheiten im Ganzen immer gut unterrichtet gezeigt. Es ist daher erklärlich, daß man in politischen Kreisen der Ansicht ist, daß, nachdem die Bischofsfrage in der angedeuteten Weise für Posen erledigt sein wird, auch die Rückberufung des Erzbischofs Melchers bald darauf erfolgen dürfte — wenn sie nicht bereits früher geschieht. In diesem Falle wäre eben Herr von Goßler gezwungen, seinen Abschied zu nehmen, und es wird hervorgehoben, daß dieser Fall mit eine Veranlassung bietet, weshalb es dem Fürsten Bismarck erwünscht ist, vorher aus dem preußischen Staatsministerium auszuscheiden.

Im preußischen Abgeordnetenhause zeigt sich die Ferienstimmung keineswegs in dem Grade, wie es zu unserm Bedauern im Reichstage der Fall gewesen ist. Die Sitzungen des Hauses waren in den letzten Tagen immer sehr gut besucht. Am Donnerstag soll noch die Eisenbahnverstaatlichungsvorlage zur ersten Lesung gelangen und außerdem die Wahlprüfung für den ostpreußischen Kreis Angerburg auf die Tagesordnung gesetzt werden. Bekanntlich hat die conservative Mehrheit der Commission das strafrechtliche „Ermittelungsverfahren" gegen den Regierungspräsidenten Steinmann in Gumbinnen beantragt, dessen sich in der vorigen Session der Minister von Puttkamer mit besonderer Wärme angenommen hat. Es wird jedenfalls zu sehr heftigen Auseinandersetzungen zwischen den beiden Seiten des Hauses kommen; das Centrum wird wieder den „unbetheiligten" Dritten spielen, wenn nicht Herr Windthorst es vorzieht, jetzt bereits, wie er gestern zugesagt, „rücksichtslos" gegen die Regierung vorzugehen.

Der Impressionismus in der modernen französischen Malerei.

Vortrag des Herrn Director Dr. H. Lücke im Kunstverein.

Am Sonntag, den 23. März, hielt Herr Director Dr. H. Lücke im Juristensaale des Belvedere vor den zahlreich versammelten Mitgliedern des Kunstvereins über die in letzter Zeit mehrfach in den Vordergrund der Aufmerksamkeit getretene, gewöhnlich als „Impressionisten" bezeichnete Gruppe der neueren französischen Maler einen interessanten Vortrag, dessen Gedankengang im Wesentlichen hier mitgetheilt werden soll.

Die französische Kritik hat sich in neuerer Zeit wiederholt mit diesen „Impressionisten" beschäftigt und sich dabei in sehr verschiedener Weise ausgesprochen, indem die Einen die ganze Richtung für eine krankhafte Verirrung hielten, Andere meinten, man thue der Sache überhaupt durch Erwähnung zu viel Ehre an, wieder Andere sie für die bedeutenden Anfänge einer zukunftsvollen Entwickelung erklärten. Lange waren diese Maler von der Pariser Kunstausstellung, dem Salon, ausgeschlossen und veranstalteten unter der Bezeichnung von „Expositions des artistes des indépendants" Sonderausstellungen, die in der „Gazette des Beaux-Arts" mehrfach besprochen wurden. In einem Artikel derselben bezeichnete Charles Ephrussi die Leistungen dieser Maler als entschieden beachtenswerthe Bestrebungen, als ein dankenswerthes Vorwärtsdringen auf ungebahnten Pfaden nach einem neuen, allerdings noch undeutlich erkannten Ziele.

Allmälig wich die Scheu der Jury. Seit 1881 fanden einzelne Arbeiten der Impressionisten Aufnahme im Salon, und seit einigen Wochen sind sogar sämmtliche Werke des Hauptes der Schule, des im Mai vorigen Jahres verstorbenen Edouard Manet, in der Ecole des Beaux-Arts ausgestellt, ein Ereigniß, das jedenfalls Beachtung verdient. Beweist es, daß auch in der Hochschule der französischen Kunst destructive Tendenzen walten, oder liegen dem Impressionismus in der That ernste Bestrebungen zu Grunde?

Im Herbste vorigen Jahres hatte die Gurlitt'sche Kunstausstellung in Berlin eine größere Zahl von Werken dieser Richtung vorgeführt, freilich nicht die bedeutendsten, außer einigen Sachen von Manet auch solche von Renoir, Pissaro u. A.

Die Benennung „Impressionismus" für diese als Zeichen der Zeit zu beachtende Richtung kam in der Mitte der 60er Jahre auf. Die Anhänger derselben gingen von der Ueberzeugung aus, daß die Malerei mit den alten Schultraditionen einmal gründlich brechen und jede Spur des Conventionellen abstreifen müsse.

Schon in der vorhergehenden Periode der französischen Malerei zeigten sich ähnliche Tendenzen, namentlich bei den Malern des „paysage intime", die, sich wieder an die Engländer Bonington und Constable anlehnend, besonders den manieristischen Nachahmern des Claude Lorrain gegenüber den unmittelbaren Natureindruck festhalten wollten. Constable, der im Gegensatz zu diesen Manieristen und ihrer „Harmonisirung der Localtinten" zu starken Nachdruck auf reine Localtöne legte, wird mit Recht von Delacroix der Vater der neueren französischen Landschaftsmalerei genannt. Italien war nicht mehr das Ziel der Sehnsucht der jungen Künstler. Man machte seine Studien in nächster Nähe, mit Vorliebe in dem Walde von Fontainebleau, wo die Malercolonie „Barbizon" der Schule gar den Namen gab. Die Jünger dieser Schule, an ihrer Spitze Jules Dupré und Th. Rousseau, waren Realisten von frischer Naturempfindung, die im Gegensatz zu den Engländern mehr auf den allgemeinen Eindruck gaben, Form gegen Farbe zurücktreten ließen und, der Natur den Zauber der Stimmung leihend, von der bloßen Vedute zur Stimmungslandschaft, zum „paysage intime", kamen. Gewisse Principien des letzteren kehren nun auch bei den Impressionisten wieder, wenn auch einseitig zu extremen Consequenzen gesteigert. In wieweit ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen beiden Richtungen besteht, scheint allerdings zweifelhaft. Manet hatte, wie es scheint, zur Schule von Barbizon keine directe Beziehung. Sein Lehrer war Couture, der jedoch ohne großen Einfluß auf ihn blieb; größeren übte das Studium der Werke des Velasquez und des Goya auf ihn aus. Unter seinen früheren, noch nicht eigentlich impressionistisch gemalten Bildern erregte der „Guitarrero", ein „Stiergefecht" und ein „Marinestück" Aufsehen.

Charakteristisch für die Malweise des Impressionismus ist die Bezeichnung „peinture de plein air". Manet meinte, die Malerei müsse sich außer von allen Schulmanieren und technischen Recepten auch hauptsächlich von der Arbeit im Atelierlicht losmachen, unter welcher das Auge die Empfindung für die Wirkung des freien Lichtes einbüße, und es müsse ein Bild unter dem „unmittelbaren Eindruck (impression) im Freien" skizzirt und vollendet werden. Manche Impressionisten behaupten sogar, die ganze französische Malerei seit Louis XIV. stehe noch im Banne der „peinture noire" der Bologneser Schule. Sie malen Alles in möglichst vollem, ungeschwächten Lichte, häufig sogar ohne Berücksichtigung des Lufttones. Viele Bilder derselben erinnern mit ihren bunt flimmernden Localfarben an die japanische Malerei und sind vielleicht theilweise von ihr beeinflußt.

Halten die Impressionisten streng an ihrem Princip fest, so müssen sie auf die Zuhilfenahme des Gedächtnisses bei ihren Arbeiten gänzlich verzichten und daher lediglich auf die Wiedergabe des Totaleindruckes der augenblicklichen Erscheinung ausgehen; das Detail können sie nur flüchtig andeuten, d. h. im Wesentlichen nur Skizzen malen. Bei schnellem Ueberblick kann man von den besten ihrer Gemälde vielleicht die momentane Illusion einer realen Erscheinung haben, aber freilich auch nichts weiter. Ihre Bilder entbehren jeden Stimmungsreizes, denn diese Maler haben an den Dingen eigentlich nur ein optisches Interesse. Es fehlt ihnen völlig die poetische Empfindung der Maler der paysage intime. Trotz ihrer Gleichgültigkeit gegen den Stoff wählen sie oft aus Haß gegen das Hergebrachte pikante, auffällige Motive; sie scheuen sich aber auch nicht vor dem Trivialen, so wenig wie vor dem Häßlichen.

Das Absichtliche, Raffinirte in ihren Neuerungsbestrebungen mußte von Anfang an gegen sie mißtrauisch machen. Anders freilich dachte der französische Kritiker, der bewundernd ausrief: „Diese neue Erscheinung (der Impressionismus) war uns eine große Ueberraschung, zu einer Zeit, wo es schien, daß die centrale Welt nichts Neues mehr zu erfinden habe!" Welcher Culturmensch des 19. Jahrhunderts hat das Gewicht der historischen Ueberlieferung nicht einmal als beklemmenden Druck empfunden? Aber freilich, die Absicht, gewissermaßen ganz von vorn anfangen zu wollen, hat sich jederzeit als illusorisch erwiesen. Das wahrhaft Originelle ist niemals wie „ein Gott aus der Versenkung" aufgetaucht, sondern stets als reife Frucht einer organischen Entwickelung des geistigen Gesammtlebens ans Licht getreten.

Wenn etwas Wahres in den Bestrebungen der Impressionisten ist, so ist es in seinen Consequenzen vielfach ins Gegentheil umgeschlagen. Häufig auch sind sie hinter Dem, was sie selbst als ihr Ziel bezeichnen, zurückgeblieben. Viele von ihnen sind, streng genommen, über die Anfänge des Realismus, die naive Wiedergabe der Localfarben, nicht hinausgekommen. Was aber haben sie in solchen Werken erreicht, die man in ihrem Sinne als gelungen bezeichnen kann? Ihr Realismus bleibt doch stets an der Oberfläche der Erscheinungen haften. Dies gilt von der Landschaft, den genreartigen Bildern, wie vom Portrait. Der malerische Schein ist den Dingen gewissermaßen nur obenhin abgepflückt. Immer bleiben sie von jenem Realismus weit entfernt, der in der äußeren Erscheinung das innere Leben zu erspähen sucht. Von Allem, was diesen bedeutend und interessant macht, von einer geistigen Erfassung des Weltbildes, ist in ihren Werken nichts oder wenig zu spüren. Nur insofern wird man ihnen ein Verdienst einräumen können, als sie das Studium eines wichtigen Problems der Malerei, das Studium der Lichtwirkungen, neu angeregt und dadurch einen Anreiz zur Weiterentwickelung des malerischen Sehens gegeben haben. Von ihrer Neuerungssucht hat man vielfach den Eindruck, daß sie nur die Folge eines krankhaften Ueberdrusses am Hergebrachten ist. Auf die deutsche Malerei ist sie bisher noch kaum von Einfluß gewesen. Deutschland ist noch jung, hat ein Politiker gesagt. Glauben wir, daß es auch auf künstlerischem Gebiete noch jugendlich genug ist, um jene krankhafte Ermüdung noch nicht zu empfinden. Mit diesen Betrachtungen schloß Herr Dr. Lücke seinen mit lautem Beifall aufgenommenen Vortrag.

Adolf Weiske.

Vermischtes.

* Altenburg, 2. April. Dem Altenburger Landtag lag in einer seiner letzten Sitzungen die Petition einer großen Anzahl Gewerbtreibender in Eisenberg, Gößnitz, Kahla, Lucka, Meuselwitz, Orlamünde mit Naschhausen und Ublstädt, Roda, Ronneburg und Schmölln (also aus allen Städten des Landes, mit alleiniger Ausnahme Altenburgs) zur Verhandlung vor. In derselben sind die Nachtheile, welche der §. 2 des Gesetzes über die Sonn-, Fest- und Bußtagsfeier den Gewerbtreibenden gebracht habe, als sehr erhebliche und unerträgliche geschildert und es wird um Abänderung der betr. gesetzlichen Bestimmung gebeten. Die Landschaft beschloß, daß die Regierung ermächtigt werde, eine Novelle zu erlassen, wonach die bisherigen Bestimmungen des §. 2 des Gesetzes über die Sonntagsfeier insofern abgeändert (gemildert) werden, als künftig am Charfreitage, Bußtage, Todtenfestsonntage und an den ersten Feiertagen der drei hohen Feste (wie bisher) aller Handel auf Straßen, Plätzen und in Läden, Ständen u. s. w. bis nach beendetem Nachmittags-Hauptgottesdienste, bezüglich bis Nachmittags 3 Uhr, an den übrigen Sonn- und Festtagen aber nur während des Vormittagsgottesdienstes völlig untersagt sein soll. Vor dem Vormittagsgottesdienste und vom Schluß desselben bis Mittags 12 Uhr darf auch künftig aus dem Hause, jedoch nur, wie bisher, bei verschlossenen Läden, Magazinen und Schaufenstern, verkauft werden. Von Mittags 12 Uhr an (das ist die wesentliche Neuerung und Milderung) ist dann aller Handel unbeschränkt gestattet, so daß von Mittags 12 Uhr auch die Verhängung der Fenster resp. Thüren der Läden nicht mehr nöthig ist.

— Magdeburg, 1. April. Heute, am Geburtstage des Fürsten Bismarck, wurde hier in Magdeburg ein Standbild desselben enthüllt. Dasselbe findet seinen Platz im Hofjäger und ist 3½ Meter hoch. Der Fürst hat dem Bildhauer H. Manger f. Z. zu dem Modell gesessen und es sind nach demselben durch die Zink- und Broncegießerei von A. Castner zu Berlin zwei Exemplare in Zinkguß ausgeführt und auf galvanischem Wege mit Bronce überzogen worden, von denen das eine bereits im Jahre 1876 in Kissingen auf dem Platze, wo Kullmann das Attentat auf den Fürsten Bismarck verübte, aufgestellt wurde, während das zweite Exemplar das für Magdeburg erworbene ist. Das Modell selbst ist nach Herstellung dieser beiden Statuen vernichtet worden. Zur Aufstellung der Statue ist der große, von freundlich ausgeschmückten Veranden links und rechts flankirte Gesellschaftsplatz gewählt, in dessen Mitte das Standbild sich auf einem entsprechenden Postamente erhebt. Das Ganze ist als das patriotische Werk eines Privatmannes, des Besitzers des Etablissements, und für den beschränkten Raum einer umschlossenen privaten Anlage hoher Beachtung werth.

— Als das Reichs-Fisch Schongesetz in Kraft trat, herrschte auf den kurischen Nehrungen große Bestürzung. Denn die Leute hatten die schönste Aussicht, zu verhungern, während man die Fische schonte. Eines Tages erschien deshalb im Palais des Kronprinzen in Berlin eine Deputation von der kurischen Nehrung, an ihrer Spitze ein riesiger Wortführer, und verlangte eine Audienz. Der Redner wies auf die Eigenschaft des Kronprinzen als Protector des Deutschen Fischerei-Vereins hin und forderte seine Intervention. Der Kronprinz fragte, ob sie sich nicht an den Regierungspräsidenten so und so gewandt hätten, der wäre doch ein sehr liebenswürdiger Mann. „De Kierl", antwortete der Wortführer, „versteht vom hellen lichten Tage nichts! De sagt, wat Gesetz is, is Gesetz. He hat jeden Dag sinen Braten un roocht nachher seine Havannah. Wenn wir aber eenen Dag nichts fangen, hebben wir nix to eten." Der dienstthuende Adjutant stand starr. Der Kronprinz aber hielt sich die Seiten vor Lachen über diese derbe Sprache. Der Wortführer schilderte nun die Lage seiner Auftraggeber. Auf dem Kies der Nehrung wachse so wenig, wie auf der Diele dieses Zimmers. Er selbst sei dort schon ein wohlhabender Mann, weil er eine Kuh besitze. Der Sturm hindere die Fischer oft genug am Auslaufen, da hätten die Fische Schonzeit genug. Der Kronprinz sagte seine Fürsprache zu und wollte die Deputation entlassen. Der Redner aber meinte: „Kaiserliche Hoheit, ohne wat Geschriewenes geh' ich nicht. Wi sind arme Lüd un hebben all' tausammen dat Reisegeld mühsam upbrocht. Ohne wat Geschriewenes dörp' ich mi to Hus nich sehen laten, sonst glöwen sie't nich, dat ich den Kronprinzen gesprochen hebbe." — Der Kronprinz meinte zu seinem Adjutanten: „der ist gut!", gab ihm ein Schreiben mit, ließ auch sofort nach Königsberg telegraphiren, die Leute bewirthen und ihnen Reisegeld auszahlen. Die Sache ist denn auch durch Interpretationen zu Gunsten der Nehrungsfischer ausgelegt worden, die Fische haben hier keine Schonzeit, dafür ist aber auch auf den Nehrungen kein Mensch verhungert. Sie verdanken dies dem resoluten Wortführer von der kurischen Nehrung.

— In den Marinekreisen La Spezias wird neuerdings lebhaft das Project eines neuen Schiffstypus discutirt, der versuchsweise ausgeführt werden soll. Seine Bestimmung soll es sein, feindliche Torpedoboote und Torpedoschiffe einzuholen, überzurennen und unschädlich zu machen und so die Wirksamkeit der furchtbarsten Gegner des modernen Schlachtschiffes zu paralysiren. Dies Schiff soll einen ungefähren Gehalt von 2000 Tonnen erhalten, nur am Bug gepanzert werden und eine Schnelligkeit von 25 Knoten erreichen. Die Bugpanzerung spricht dafür, daß der Sporn seine Hauptwaffe sein, es also nur seinen Vordertheil dem Feinde zukehren und sich nicht auf ein Breitseitengefecht einlassen soll. Als Armirung sollen einige dreißig Mitrailleusen bestimmt werden.